

Einleitung und erste Erinnerungen

Obwohl ich 1943 in Linz in der Frauenklinik geboren und zweimal getauft wurde (einmal evangelisch in der Klinik, anscheinend eine Nottaufe, das zweite Mal katholisch in der Severinuskirche in Linz von Pater Teuffl), habe ich meine ersten Lebensjahre in Neumarkt Kallham im Ortsteil Hading verbracht, bis meine Eltern, mein Bruder und ich im Jahre 1952 nach Leonding, Doppl, in unser neues Einfamilienhaus übersiedelten. Meine Großeltern folgten uns, da sie schon sehr gebrechlich waren, einige Jahre später nach.



Ausschnitt aus einer Karte von 1957 (Lit. 1)



Großeltern vor ihrem Haus

Die nebenstehende Karte soll einen Überblick über die Lage und Umgebung meines Lebens- und Kindheitsumfeldes in Hading, von dem ich im ersten Teil dieses Buches berichte, die Wege, die angrenzenden Ortschaften und den Schulweg geben.

In Hading, südlich der Bahn und südlich des Baches (der dürrn Aschach, wie ich später festgestellt habe), vorbei am Feichtlbauer waren einige Kleinhäusler aufgereiht (siehe Pfeil).

Neben dem Haus meiner Großeltern – das Bild aus den Vierzigerjahren zeigt die Großeltern vor ihrem Haus – war anschließend das gemietete Wohnhaus

meiner Eltern, dann das Söllingerhäusl mit dem Mesner-
ehepaar und ihrem Sohn Walter und am Ende das Haus
der Familie Zach mit den beiden Mädchen Hilda und
Miazl.

An der Grundgrenze zwischen den Söllingern und uns
stand ein großer Lindenbaum und an dessen Fuß eine
kleine Kapelle. Das nachstehende Bild zeigt die Linde
mit der Kapelle, bei der meine Mutter sitzt. Links im
Hintergrund das Haus der Großeltern. In der Karte von
1957 ist die Kapelle ebenfalls eingezeichnet.

Gleich nach der Bahnübersetz, von Neumarkt kom-
mend, standen einige Häuser (ich glaube, Arbeiter-
häuser von der nahegelegenen Ziegelei Duswald), in
denen auch zwei Spielkameraden wohnten – der Hagen
Walldl, dem immer eine Rotzglocke aus der Nase hing
und der etwas älter war als ich, sowie der Hagen Beppi,
etwas jünger als ich. Neben den beiden Zachmädchen,
mit denen ich erst später mehr spielte, waren keine
Kinder in unmittelbarer Nähe.



Meine Mutter bei der Kapelle



Mein Freund Werner

Noch vor dem ersten Schuljahr lernte ich – ich weiß nicht mehr wie – meinen in den nachfolgenden Jahren besten Freund in Neumarkt, den Berger Werner kennen (Bild). Er wohnte mit seinen Großeltern in einem zu einem Wohnwaggon umgebauten Eisenbahnwagen, der auf einem Nebengleis des Verschiebebahnhofes nahe der Lok-Remise abgestellt war. Die Bergerleute waren, so wurde erzählt, offenbar aus dem zerbombten Wien nach Neumarkt gekommen. Nach dem Krieg muss es einige dieser Unterkünfte gegeben haben.

Die ersten, eher im Unterbewusstsein verankerten Gefühle sind noch vor meinem zweiten Geburtstag in den letzten Tagen des 2. Weltkrieges anzusetzen. Damals müssen mehrere Fliegeralarme mit nachfolgenden Luftangriffen auf den Raum Linz erfolgt sein, die die ganze Familie in einem schmalen Erdkeller unter dem Elternhaus mit einem Abgang aus Steinstufen und verschließbarer Pfostentür abwartete, meine Mutter mich in den Armen haltend. Es ist nur eine Ahnung, die mich die ängstliche Dunkelheit, das sonore Brummen der Flieger, das bange Warten auf Entwarnung spüren und im Nachhinein fühlen lässt.



Werkstatt des Großvaters

Viele Erinnerungen aus frühester Kindheit erwecken in mir die Düfte von Holler und Phlox im Vorgarten, der Geruch von Mehl aus dem blauen, bunt bemalten Schlafzimmerkasten der Großeltern, von der Waschlauge in der kleinen Waschküche nebenan, dem Stauferfett und dem Petroleum in der angebauten Werkstatt des Großvaters. Das Bild oben zeigt ein von mir aus dem Gedächtnis gemaltes Ölbild der Werkstatt.

Gerüche aus der Kindheit, ob angenehm oder unangenehm, sind interessanterweise eine häufige Quelle für Erinnerungen, begleiten uns das ganze Leben lang und rufen sofort Vorstellungen zu früheren Ereignissen in uns wach.

Frühling

Die Winter waren früher viel schneereicher, aber auch – zumindest auf dem Land – nicht so grau und neblig wie sie uns jetzt häufig erscheinen. Der Großvater sagte: »Wanns z' Liachtmess stürmt und schneibt, is da Frühling nimma weit.« Die ersten Anzeichen des scheidenden Winters und des beginnenden Frühlings waren die langen Eiszapfen an den Dachrinnen des »Wiesingerhäusls« und der daneben stehenden Waschküche.

Hinter dem Weg südöstlich unserer Häuser erstreckte sich ein nach Süden leicht ansteigendes Feld mit langen, parallelen Furchen, die sich auch im Winter auf dem Schnee abzeichneten (siehe Bild). Mit steigenden Temperaturen füllten sich die Furchen zunehmend mit Schmelzwasser, das zwischenzeitlich immer wieder gefror.

Eines Tages, als es wieder taute, ging ich entlang des Feldes und der kleinen Böschung, die es vom Weg trennte, und sah, wie plötzlich aus einem Mausloch ein



Blick nach Süden vom Haus der Großeltern

Schwall von Wasser herausschoss und über den Weg rann. Offenbar hatte das Schmelzwasser durch die Erdschichten gefunden.

Das wie aus einer Quelle fließende Wasser faszinierte mich sehr und bewog mich, es über den Weg weiterzuleiten, aber auch, Steine in die spendende Öffnung zu stecken, um den Wasserfluss zu stoppen. Dies gelang mir nur kurzfristig, bis aus anderen Löchern des Mäusebaues Wasser sprudelte.

Dieses Spiel der Elemente beim Erwachen der Natur ist für mich seither ein Zeichen, dass der Frühling ins Land zieht.

Im Garten

Hinter dem Haus meiner Großeltern lag ein mit Holzlatten eingezäunter Garten, in dem meine Großmutter allerlei Gemüse und Kräuter zog. In einer sonnigen Ecke waren Stauden mit riesigen Blättern, die mein Großvater im Herbst unter Dach zum Trocknen aufhing, später zusammenfaltete oder einrollte und mit einem scharfen, langen Messer in kleine Streifen schnitt. Das war sein Tabakvorrat für den Winter.

Am westlichen Ende wurde der Garten von einem kleinen Graben begrenzt, der vom Straßengraben der südlich vorbeiführenden Schotterstraße abzweigte und in den nahen Bach mündete. Meist war dieser Graben mit etwas Wasser gefüllt und eine Quelle zur Entfaltung von Kleinlebewesen wie Fröschen und nach Feuchte strebenden Pflanzen wie z.B. Sumpfdotterblumen, Weidenröschen, Blutweiderich und Brunnenkresse. Manchmal, nach stärkeren Regenfällen oder Gewittern, schwoll dieses Rinnsal plötzlich an, tiefe

sich ein bisschen ein und drückte die Pflanzenhalme am Rande in der Richtung des Fließens nieder.

Im Vorgarten des Hauses der Großeltern lag lange ein dicker Baumstamm, der uns Kindern als Sitz- und Turngelegenheit diente, rundherum eingesäumt von den rotweißen Blüten des Phlox (siehe Bild).

In einer Ecke des Gartens, nach den Gemüsebeeten und den Ribiseln, die entlang des Zaunes wuchsen, stand ein alter Hollerstrauch, der schon einen dicken Stamm entwickelt hatte und im Frühling den typischen Hollerblütenduft verströmte. Unter diesem Baum hatte mein Großvater eine kleine Gartenbank gezimmert, auf der er an lauen Abenden pfeifen- oder zigarrenrauchend



Im Vorgarten



Mit Großvater im Garten

saß, aber auch mich auf seinen Schoß setzte und mir Geschichten aus seinem Leben erzählte (siehe Bild).

Diese unspektakuläre Geborgenheit und Vertrautheit, eingebettet in der Natur, hat mich damals mit Zufriedenheit erfüllt, aber auch Neugier geweckt.

Nach dem Krieg war anscheinend die Versorgung und auch das finanzielle Vermögen der Eltern nicht sehr groß, sodass mein Vater, der in Linz bei der Bahn arbeitete, mit seinem Freund Toni Kremen die Gelegenheit ergriff, als für die Werkstätten der Bahn Buchenholz aus dem Ennstal bei Großraming geschlägert und zugekauft wurde, und sich aufmachte, um auf eigene Arbeitsleistung und Rechnung im gleichen Zuge Baumstöcke zu sprengen und auszugraben, um diese, wahrscheinlich per Bahn, mit dem Holz nach Linz und dann nach Neumarkt verfrachten zu können. Jedenfalls war eines Tages ein Teil unseres Gartens mit zahlreichen Wurzelstöcken bedeckt, die sich mehrere Meter hoch türmten. Für uns Kinder war das ein Anlass, uns in dem Gewirr von Wurzeln zu verstecken oder so weit wie möglich hinauf zu kraxeln. Erst viel später konnte ich realisieren, welche immense Anstrengung es für meinen Vater und seine Freunde gewesen sein musste, diese Stöcke in dieser Anzahl im Gebirge auszugraben.

In diesen Zeitraum fällt auch der erste bewusste Kontakt mit meinem späteren Freund Günther, dem Sohn des Freundes meines Vaters.

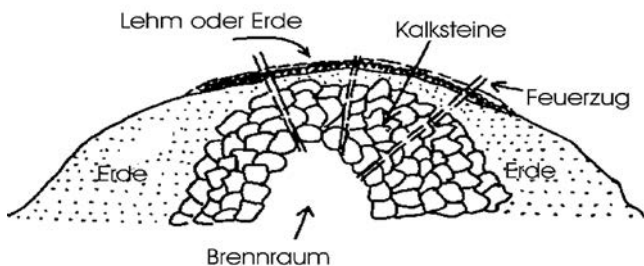
Kalkbrennen

Die an unserem Haus vorbeiführende, nach Süden leicht ansteigende und tief gefurchte Schotterstraße, links und rechts begleitet von tiefen Straßengräben, ging vorbei am Musil, einem einzeln liegenden Haus, und führte Richtung Ölzing zum Wald am Höhenrücken, zu dem mich mein Vater öfter zum »Wiedklauen« (Sammeln von trockenen Ästen) und Schwammerlsuchen mitnahm.

Auf halbem Weg kamen wir immer an einem großen Bauernhof mit Scheunen und Ställen vorbei. Eines Tages lagen neben der Straße und gegenüber dem Bauernhof eine Menge großer, heller Steine, etwas weiter ein großer Haufen Lehm und zerkloebene Baumstämme. Mehrere Leute schlichteten gerade Steine und Holz zu einem länglichen Hügel und deckten diesen mit einer Schicht Lehm ab.

Ein paar Tage später gingen wir wieder vorbei und sahen, dass der Hügel, der aus zahlreichen Löchern rauchte, teilweise aufgebrochen war, mit Gabel, Haken und Rechen die nun hellweißen, heißen Steine herausgeholt wurden und diese unter Zischen und Brodeln in mit Wasser gefüllte Tröge und Becken eingeschaufelt wurden. Wir Kinder durften nicht zu nahe heran gehen, da es anscheinend gefährlich war, Spritzer auf die Haut zu bekommen.

Beim Nachhausegehen erklärte mir mein Vater, dass mit dieser Methode (siehe Skizze) Kalkstein zu Kalk gebrannt wird und mit dem Löschen in den Bottichen Löschkalk und Kalkfarbe entstand. Der Löschkalk war damals Hauptbestandteil und Bindemittel von Mörtel, der zum Mauern und Verputzen verwendet wurde.



Kalkbrennen auf dem Land (Lit. 2)

Heute sind dies in großen Industrieöfen hergestellte, gelöschte Industriekalke oder Zement. Die Kalkfarbe wurde in diesen Tagen allgegenwärtig zum Tünchen der Wände angewendet. Dispersionsfarben gab es zu dieser Zeit noch nicht. Früher hatte jeder größere Bauernhof eine Kalkgrube mit eingesumpftem Kalk.

Der Kalk wurde bei uns zuhause auch mit Wasser in großen Töpfen zum Einlegen der Hühnereier verwendet. Oben auf diesen Behältern schwamm eine dünne Kalkhaut, durch die man die Eier liegen sehen konnte. Kalk hat ja desinfizierende Eigenschaften.

Eichkatzerl

Eines Tages wanderten mein Bruder, die Hagenbrüder und ich ohne elterliche Begleitung in den Wald. Gerade als wir wieder umdrehen und nach Hause gehen wollten, hörten wir ein Pfauchen aus dem Dickicht neben dem Weg. Beim genauen Hinsehen erkannten wir ein braunes Eichhörnchen, das sich in einer Wurzelgabel eines umgestürzten Baumes verfangen hatte und sich weder vor noch zurück aus dieser Zwickmühle selbst befreien konnte.

Da kam mir die Idee, das Eichkätzchen mit nach Hause zu nehmen. Kein leichtes Unterfangen, da das Eichkätzchen ja beißen und kratzen konnte. Schließlich schafften wir es mit vereinten Kräften, den kleinen Nager in den Ärmel meines Anoraks zu stecken und einzusperren, indem wir beide Enden gemeinsam zuhielten bzw. zudrehten und so nach Hause gingen.

Zuhause angekommen liefen wir zur Mutter und zu den Großeltern, um stolz unseren Fang zu präsentieren. Das war nicht so leicht, denn wenn wir den Ärmel öff-

neten, konnte das Eichhörnchen rasch fliehen. Schließlich fanden wir die Lösung, indem wir das Eichkatzerl in den Zwischenraum zwischen den beiden Fensterscheiben des großen Vorzimmerfensters entließen. Dort konnte man es eingehend betrachten, was auch die Zach-Mädchen und die Nachbarn taten.

Soweit es möglich war, sauste das Eichkatzerl in dem Fensterkäfig herum und suchte einen Ausgang. Wir warfen Nüsse hinein, hatten damit aber keinen Erfolg. Als mein Vater am nächsten Tag nach Hause kam, sah er sich das Ganze an und beschloss, das arme Tier freizulassen, weil es in der Natur viel besser aufgehoben sei.

Radfahren

Man darf sich nicht vorstellen, dass vor dem Haus eine Asphaltstrasse vorbeiführte, sondern, wie schon beschrieben, eine von den wenigen, in der Woche an einer Hand abzählbaren, Autos und Fuhrwerken eingeschnittene, vom Regen zerfurchte Schotterstraße.

Damals, Ende der 40er-Jahre war noch kaum Autoverkehr auf dieser Strasse. Ab und zu kam jemand auf einem »Hendlstauber« (Fahrrad mit Sachs-Hilfsmotor), einem Pferdefuhrwerk oder Ochsenkarren vorbei.

Ich hatte zwar einen Dreiradler, aber kein Laufrad, keinen Scooter, wie es heute gang und gäbe ist, sondern nur das Steyr-Waffenrad meiner Mutter, mit dem ich meine ersten Radfahrversuche ausführte. Zuerst mit der Mutter, die das Rad aufrecht hielt und mitlief, wenn ich das Treten versuchte, obwohl ich nicht über die Balance des Rades hinausschauen konnte und den Sattel im Rücken spürte.

Nach längerem Üben konnte ich endlich alleine das Gleichgewicht halten, und, ohne im Sattel zu sitzen, mit

großen Auf- und Abbewegungen meines Körpers treten und einige Meter fahren.

Es war ganz natürlich, dass ich bei diesen Versuchen barfuß war. Einerseits hatte man beim Treten mehr Gefühl, andererseits war die Gefahr groß, von den Pedalen zu rutschen. Letzteres passierte mir einige Male und ich musste mit abgeschundenen Zehen öfter eine Zwangspause einlegen.

Am Bach

Schon als ganz kleines Kind war ich mit meiner Mutter oft beim Brückerl zum Wäscheschwemmen am Bach, der unmittelbar hinter den Häusern vorbei floss (siehe Bild). Wie schon beschrieben, war das die dürre Aschach, die in der Nähe von Riedau entspringt und mäandernd durch die Wiesen und Bauernwäldchen, am Ziegelwerk, dann bei uns vorbei und südlich des



Mit Mutter beim Brückerl

Bahnhofes von Neumarkt Richtung Pötting weiterfloss, bis sie sich in Peuerbach mit der faulen Aschach zur Aschach vereinigte.

Ich verharrte, als ich schon größer war, oft stundenlang liegend auf dem Brückerl, um in das klare Wasser zu schauen. Speziell im Schatten meines Kopfes, der sich im Wasser spiegelte, war es möglich, allerlei Getier unter mir zu beobachten – große und kleine Kotdatscher (Koppen), Köcher- und Steinfliegenlarven, Krebse und Fische. Bald konnte ich bei den Krebsen (Europäische Flusskrebse) zwischen Mandl und Weibl unterscheiden.

Das Interessanteste war, mit einem Stecken (Stock) die einzelnen Lebewesen aufzuscheuchen bzw. anzustoßen und ihre Reaktion zu sehen.

Bei diesen Tätigkeiten bin ich mindestens zweimal ins Wasser gefallen und dabei, Gott sei Dank, obwohl ich zu dieser Zeit noch keine Ahnung vom Schwimmen hatte, wieder selbst aus dem Bach herausgekommen.

Mit der Zeit kannten wir Kinder schon einzelne Fischarten im Bach. Wenn wir am Ufer entlang streiften, sausten die größeren Fische blitzartig bachauf- oder -abwärts und waren dann nicht mehr auffindbar. Doch bald hatten wir »überrissen«, dass sich die Fische in tiefen Tümpeln nach den Kehren und Sandbänken und unter den mit ihren Wurzeln bis ins Wasser reichenden Stöcken der Eschen und Erlen versteckten. Wenn man ganz ruhig am Ufer oder auf dem Brückerl lag, kamen sie langsam hervor und strebten zu Stellen, die in der Sonne lagen. Im Frühsommer wirbelten die Fische an den seichten Plätzen viel Sand auf, um, wie ich später erfuhr, zu laichen. In der Uferböschung nahe der Wasserlinie waren Baue von Bisamratten. Diese struppigen Tiere verhielten sich ebenfalls sehr scheu.